

WIRTSCHAFT

SAUBERE LUFT

Lang lebe der Grenzwert

Wie haben Europas Vorgaben für bessere Luft vor ein paar Jahren noch die Fantasie angeheizt! Auto-Ingenieure verwandten viel Hirn darauf, die Abgastests ihrer Motoren auszutricksen. vor ein paar Jahren noch die Fantasie angeheizt! Auto-Ingenieure verwandten viel Hirn darauf, die Abgastests ihrer Motoren auszutricksen. Städte überlegten, Messstationen in verkehrsschwache Gegenden zu verlegen, weg von der schlechten Luft. Und waren die Grenzwerte vielleicht einfach zu hoch, wenn sie sich partout nicht einhalten ließen? Wenige Jahre ist das her, und nun das: Fast alle deutschen Städte halten die Grenzwerte für Stickoxide und Feinstaub ein. Zwei Jahre vielleicht noch, dann ist das Thema schlechte Luft auch an der letzten Durchgangsstraße vom Tisch. Jedenfalls nach den geltenden Grenzwerten.

Oft braucht es den sanften Druck der Umweltvorschrift, damit die Dinge sich ändern

Nach all dem Streit über Umweltzonen, Fahrverbote und Betrugs-Software lehrt dieser Erfolg: Grenzwerte sind keine Schikane, sie sind Ansporn. Beim Feinstaub etwa führten sie über Umweltzonen und die Nachrüstung von Rußpartikelfiltern zu deren serienmäßigen Einbau. Das Thema Stickoxide erledigten, jenseits übler Tricksereien, neue Abgasnormen und Testverfahren; und damit letztlich die Erneuerung der Fahrzeugflotte. Der Erfolg ist spürbar für alle, die entlang der großen Einfallstraßen wohnen müssen, weil sie sich bessere Wohnlagen nicht leisten können. Er ist auch ein Erfolg für die Kleinsten, deren Nasen naturgemäß eher auf Höhe der Auspuffrohre sind als die ihrer Eltern. Ist Deutschland damit am Ziel? Das nicht.

Diesem Ziel – gesunde, unbedenkliche Atemluft – läuft das Land hinterher, seit es Umweltgesetzgebung kennt. „Maßstab jeder Umweltpolitik“, so hieß es im ersten deutschen Umweltprogramm, „ist der Schutz der Würde des Menschen, die bedroht ist, wenn seine Gesundheit und sein Wohlbefinden jetzt oder in Zukunft gefährdet werden.“ Gut 50 Jahre ist das her, doch aus der Welt ist diese Gefahr bis heute nicht. Sie lässt sich nur nicht mehr so riechen, fühlen oder schmecken wie einst. Messbar aber ist sie immer noch: Sei es in der Luft in Form von Feinstaub, im Wasser als Nitrat, im Boden als Stickstoff. Jeder Grenzwert wird so zwangsläufig zum *moving target*, zum beweglichen Ziel: Man kann ihn erreichen – und ist doch noch nie ganz fertig.

In Sachen Luft hat die Weltgesundheitsorganisation WHO ihre Empfehlungen im vorigen Jahr noch einmal deutlich verschärft, sie sind viel strenger als in der EU. Aus gutem Grund: Feinstäube und Stickoxide bleiben eine Last für Gesundheit und Wohlbefinden. Und was ihre Minderung angeht, gibt es, wenn man so sagen darf, immer noch Luft nach oben.

Allerdings führt das unweigerlich zu Problemen, die sich rein technisch nicht mehr lösen lassen. Stimmt schon: Ein wachsender Anteil von Elektroautos wird zwangsläufig die Fahrzeugemissionen senken. Feinstaub aus Kaminen oder Pelletheizungen lässt sich filtern. Was aber wird mit dem Reifenabrieb? Mit den Ammoniak-Emissionen aus der Tierhaltung, die ebenfalls Feinstaub erzeugen?

So zählen auch vermeintlich unbedeutende Grenzwerte auf eine große Frage ein: Wie soll dieses Land künftig aussehen? Wie viel Autoverkehr vertragen Städte, in denen auch Fußgänger sich wohlfühlen? Wie grün müssen sie sein, für gute Luft und gutes Stadtklima? Wie eng muss es in deutschen Ställen zugehen, wie viel Fleisch braucht dieses Land? Denn hohe Lebensqualität liegt eben auch jenseits von Steaks und freier Fahrt. Vielen ist das klar. Dennoch braucht es oft den sanften Druck der Umweltvorschrift, damit die Dinge sich ändern.

Die Debatten lehren noch eins: Wer Umweltnormen scheut, sie aushöhlen und umgehen will, der schadet nicht allein Luft, Wasser, Böden und Klima. Sondern letzten Endes sich selbst. sich selbst.



Gute Umweltpolitik braucht langen Atem, findet Michael Baumüller.



So soll sie mal aussehen, die neue Siemensstadt: eher flach und vor allem offen – so eben, wie es auch die Hierarchien sein sollen.

FOTO: SIEMENS

Leben, wo früher nur Arbeit war

Statt jeden Morgen in die Firma zu fahren, arbeiten Millionen Menschen seit zwei Jahren im Home-Office. Ob sie je zurückkehren? Wahrscheinlich nur, wenn sich das Büro grundlegend verändert. Siemens versucht genau das gerade in Berlin

VON STEPHAN RADOMSKY UND JULIAN SCHMIDT-FARRENT

Es ist der 8. Januar 2020, noch genau 19 Tage werden vergehen, bis in Deutschland der erste Corona-Fall registriert wird. In Berlin reichen sich die Spitzen einer rot-rot-grünen Landesregierung und eines Dax-Konzerns die Hand: Der erste Plan für die neue Siemensstadt steht. Der gleichnamige Technologiekonzern will jetzt auch Stadtentwicklung machen, in einem Stadtteil, der schon seinen Namen trägt. In der Siemensstadt zwischen Charlottenburg und Spandau soll aus einem öden Industrieareal auf 70 Hektar das entstehen, was man neudeutsch einen „Hub“ nennt: leben und arbeiten, forschen und produzieren – alles vernetzt, alles nah beieinander. Viele Menschen auf wenig Raum, kurze Wege und vor allem: enge Kontakte.

Sogar die Siemensbahn will man nach mehr als 40 Jahren reaktivieren

Die denkmalgeschützten Fabriken der Siemensstadt, so der Plan, werden dafür „smart“ gemacht, dazwischen sollen neue Gebäude entstehen. Insgesamt ist eine Million Quadratmeter an Geschossflächen geplant, zum großen Teil für Büros, aber auch für Wohnungen, Fabriken, Labore, Läden, auch ein Hotel, eine Schule und zwei Kitas. „Wir wollen, dass die Siemensstadt als Viertel für sich so attraktiv wird, dass die Menschen hier nicht nur arbeiten, sondern auch leben wollen“, sagt Stefan Kögl. Er verantwortet das gesamte Vorhaben, das inzwischen „Siemensstadt Square“ getauft ist – „Siemensstadt hoch zwei“. Alles soll hier nachhaltig sein, gebaut nach modernsten Niedrigenergie-Standards. Sogar die alte S-Bahn-Strecke, die Siemensbahn, will man nach mehr als 40 Jahren reaktivieren. Es ist ein Prestige-Projekt, das zeigen soll: Hier, wo die alte Siemens & Halske AG einst die Industrialisierung vorantrieb, wird wieder Zukunft gemacht.

Dann aber kommt das Virus – und stellt das Leben und Arbeiten auf den Kopf. Ein großer Teil der schätzungsweise 15 Millionen Büroarbeiter in Deutschland bleibt plötzlich daheim. Der Küchentisch wird zum Schreibtisch. Und es funktioniert.

Auch so wird gearbeitet, mehr als zuvor. Heute glaubt kaum noch einer – weder Betriebsräte, noch Forscherinnen, noch Chefs –, dass es wieder so wird wie vorher: den ganzen Tag im Büro sitzen und das jeden Tag. Das war gestern. Morgen wird es anders sein. Nur wie?

Nun ist das Büro nicht gänzlich tot, so viel lässt sich nach zwei Jahren Pandemie sagen. Zu ernüchtert sind viele vom Home-Office: Sie haben mehr Arbeit, dafür weniger Kontakte. Aber wie müssen die passenden Orte fürs Arbeiten außer Haus aussehen? Die Frage treibt Beschäftigte und Manager überall auf der Welt um: im Silicon Valley, der Londoner City – und eben in Berlin. Soziale Orte sollen es sein, als Kontrast zum einsamen Home-Office. Orte mit Identität anstelle namen- und geschichtsloser Schreibtisch-Waben. Orte, die nicht mehr die alte Machtarchitektur spiegeln, sondern für Kreativität und Offenheit stehen. Orte eben, die man gern aufsucht, auch wenn man nicht muss.

Richtig gemacht, könnte das Büro dann eine Renaissance erleben. Und Architektinnen und Planer haben schon Ideen, wie das gehen könnte.

„Früher hat das Büro das Unternehmen nach außen repräsentiert“, sagt Lars Klatte. Bei RKKW, einem der größten Architekturbüros in Deutschland, entwickelt er Konzernzentralen. Zum Beispiel die Eingangshallen: Die waren meist weitgehend leer, vielleicht bestückt mit teuren Gemälden von Jackson Pollock oder Andy Warhol. „Da standen Ledersofas, die so niedrig waren, dass sich die älteren Herren da gar nicht reinsetzen konnten“, sagt Klatte. Jetzt aber, durch steigende Immobilienpreise und Home-Office, müsse der Bürobau eine neue Effizienz entwickeln. Sicher, manche Unternehmen planen mit kleineren Flächen. „Das kann man aber nur bis zu einem bestimmten Grad machen“, sagt Klatte.

Beim Büromöbelhersteller Steelcase bemerken sie den Trend auch. Die Absätze von Lounge-Sofas beispielsweise stiegen immer stärker, sagt Stephan Derr, vermeintliche Accessoires würden wichtiger. Unternehmen stellten überall Pflanzen auf, setzten ganz bewusst auf Naturelemente wie Holz oder grüne Möbel. Die Gemütlichkeit zieht ein in den tristen Büroalltag.

Lange waren Büros vor allem hohe Bauten, in denen man mit jedem Stockwerk auch in der Hierarchie aufstieg. Das Büro

der Zukunft dagegen wird wohl eher flach und offen, glaubt Architekt Klatte – eben so, wie es auch die Hierarchien sein sollen.

Warum sich die Firmen darauf einlassen sollten? Ganz einfach: um ihre Mitarbeiter zu halten. Daheim leidet die Bindung an die Firma, an Kollegen und Aufgaben, weiß Josephine Hofmann. Am Fraunhofer-Institut für Arbeitswirtschaft und Organisation hat sie die Effekte der Pandemie auf die Arbeitswelt untersucht. Dabei hat sie beobachtet, dass im Home-Office die Hemmschwelle sinkt, sich woanders zu bewerben. Vor allem mit Blick auf begehrte Fachkräfte gehe deshalb bei manchen Arbeitgebern langsam die Angst um.



Eckbüro, Sekretärin und Sechszylinder als Dienstwagen – damit sind wir aufgewachsen. Aber das ist vorbei.“

SIEMENS-MANAGER STEFAN KÖGL

Hinzu kämen die Schattenseiten des Arbeitens daheim: Längst nicht jeder komme damit klar, Mitarbeiter klagten beispielsweise über Arbeitsverdichtung. Statt der langen Fahrt ins Büro mal joggen gehen? Viele würden wohl einfach nur früher den Laptop aufklappen, schätzt Hofmann. Das mag die Produktivität ankurbeln – „aber man muss gucken, für welchen Preis man das alles im Augenblick macht“.

Bei Siemens haben sie deshalb ihre Pläne schon verändert. Ein 150-Meter-Hochhaus im Zentrum des Areals zum Beispiel, das die ersten Entwürfe noch dominierte, ist inzwischen verschwunden. „Der Turm ist gefallen“, sagt Siemens-Manager Kögl dazu nur trocken. Ein Hochhaus sei ein Machtsymbol, schon deshalb taue es nicht mehr für die Arbeitswelt der Zukunft. „Eckbüro, Sekretärin und Sechszylinder als Dienstwagen – damit sind wir

aufgewachsen. Aber das ist vorbei.“ Hierarchien und Herrschaftswissen spielten heute eine viel geringere Rolle, es gehe um Zusammenarbeit. Außerdem sei so ein Wolkenkratzer einfach unpraktisch: „So viele Stockwerke, zwischen denen man sich nie begegnet.“ Und überhaupt: „Wir brauchen kein Hochhaus, um als Marke sichtbar zu sein. Das ist ja schon die Siemensstadt.“

Für den Konzern geht es um 600 Millionen Euro, die hier investiert werden sollen – viel Geld in unsicheren Zeiten. Und damit ist es längst nicht getan: Große Flächen will Siemens verkaufen, damit sich auch andere Firmen ansiedeln. Die werden dafür noch mal an die drei Milliarden Euro in die Siemensstadt stecken müssen. Gerade in der Pandemie habe das Projekt aber einen großen Vorteil, sagt Kögl: „Es ist ein Langläufer.“ Erst 2026 soll das erste der Gebäude bezogen werden, bis alles fertig ist, dürfte es bis Mitte der 2030er-Jahre dauern. Man hat also Zeit zu reagieren. Und noch etwas: „Aus der Sicht als Immobilienentwickler bleibt die Siemensstadt hochinteressant: Gleich zwei Dax-Unternehmen als Anker-Mieter – wo gibt es das schon?“ Denn neben dem Mutterkonzern soll auch die abgespaltene Tochter Siemens Energy auf dem Areal bleiben.

So optimistisch sind aber längst nicht alle. „Es gibt eine unglaubliche Verunsicherung“, erzählt Jessica Borchardt. Die Architektin führt das Hamburger Architekturbüro BAID und baut Bürogebäude für Kunden wie Aldi Nord und DB Schenker. Das Geschäft lief immer gut – bis Corona die Schreibtische leer legte. Bauherren legten ihre Aufträge auf Eis, Borchardt wurde es zwischendurch richtig mulmig. Heute, zwei Jahre nach dem ersten Ausbruch, hat sie die Lücken zumindest mit Wohnprojekten gefüllt. Bei Büros aber seien viele Entwickler noch immer ratlos: „Viele wissen heute nicht, was sie in zehn Jahren benötigen. Es herrscht eine Starre.“

Tatsächlich war es zuletzt ein einziges Auf und Ab auf dem Markt. Mit Beginn der Pandemie brach die Nachfrage nach Büros ein, Anleger machten nur gut 24 Milliarden Euro für neue Büros locker – über ein Drittel weniger als im Vorjahr, berichtet der Immobiliendienstleister BNP Paribas Real Estate. Im Jahr darauf die Kehrtwende: 2021 steckten Investoren knapp 31 Milliarden Euro in Bürogebäude, der zweit-höchste je registrierte Wert. Und auch die Preise stiegen wieder: Um 2,1 Prozent wurden die Büroflächen teurer, berichtet der Ver-

Die Gaspreise steigen und steigen. Der Staat muss gegensteuern, fordern zwei Ökonomen > Seite 24

Deckel drauf



FOTO: JAIME REINA/AFP

Nirgends in Europa haben so viele Menschen befristete Verträge wie in Spanien. Das soll sich jetzt ändern > Seite 25

Die Reformer im Glück

Nachhilfe aus dem Laptop

Viele Eltern fürchten in der Pandemie, dass ihre Kinder in der Schule den Anschluss verlieren. Das Interesse an Nachhilfe wächst. Nicht alle finden das gut > Seite 26

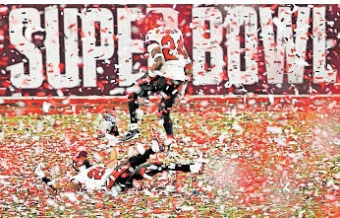


FOTO: PATRICK SMITH/GETTY/AFP

Der Super Bowl versetzt selbst eine Stadt wie Los Angeles in Ekstase. Report über den ganz großen Kommerz > Seite 34

Spektakel der Superlative